AFRO-MEXIKO:

Ein politischer Kampf durch Musik, Tanz und Kultur

Elena Bavandpoori | Heinz-Kühn-Stipendium 2022 |
21.September - 22.Dezember

INHALT

1. Vorwort
2. „Afrochingonas“ und die Identität urbaner Afromexikanerinnen
3. Der Tanz der Teufel: Ein Tanz sagt mehr als 1000 Worte
4. San José Río Verde und der Afro-Kongress 2022
5. Chacahua: die Insel der weißen Surfer*innen
6. Fazit und persönliche Reflexion

1 Vorwort

Um einen Einblick in die afromexikanische Kultur, ihre Problematiken, Schönheiten und vor allem in die Selbstermächtigung zu bieten, kann der Fokus in den kommenden Seiten nicht auf mir und meiner Reise liegen. So weit wie möglich möchte ich die Menschen in den Vordergrund stellen. Daher werde ich versuchen, anstatt eines typischen Reiseberichts aus der Ich-Perspektive eher anhand von Reportagen, Schlüsselmomenten und Essays die vielen Facetten der afromexikanischen Communities aufzuzeigen. 30 Seiten sind nur ein Ausschnitt aus dem, was ich alles aufnehmen durfte. Natürlich werden noch meine Beobachtungen einfließen und nach jedem Kapitel werde ich einen persönlichen Kommentar geben, aber ich glaube, es ist interessanter zu lesen (und zu schreiben), wenn hier die Geschichten der Menschen stehen und nicht meine. Am Ende werde ich noch meine persönliche Reflexion anhängen.

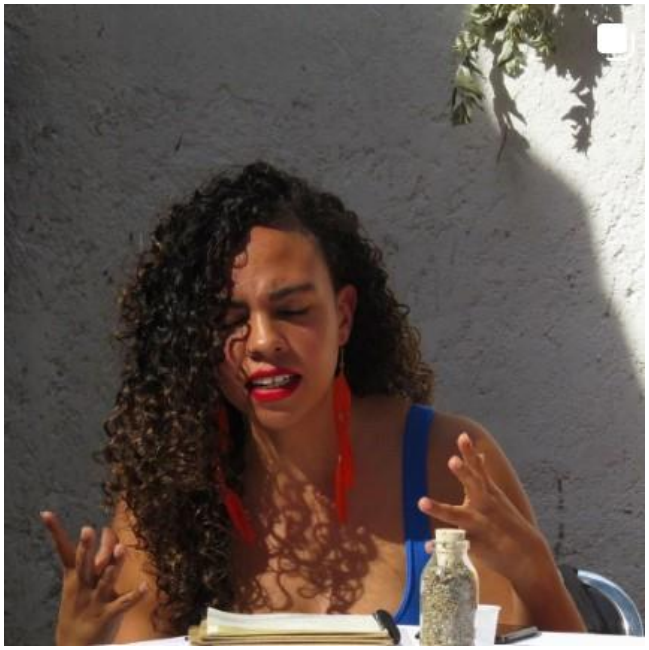
Damit ich überhaupt die Geschichten dieser faszinierenden, warmherzigen, zurecht skeptischen und zum Teil geplagten Menschen einfangen konnte, war das große Geschenk des Stipendiums die Voraussetzung. Ich danke daher vielmals der Heinz-Kühn-Stiftung für das Vertrauen, mich 3 Monate lang in Mexiko zu verirren, zu verquatschen und erneut in das Land zu verlieben. Ich danke Valeria, Marbella und Scarlet der „Afrochingonas“, meiner Praktikumsstelle im ersten Aufenthaltsmonat. Sie sind unermüdliche Kämpferinnen und machen mit ihrer Bildungsarbeit und den Kulturangeboten einen nachhaltigen Unterschied in Mexiko-Stadt. Sie haben mir eine Seite des Landes zeigen wollen, die ich vorher nicht kannte und dafür bin ich sehr dankbar. Ich danke Ute Maria Kilian, die mir zutraut, schöne Geschichten zu schreiben (trotz einiger Tippfehler in der Bewerbung, die sie nicht übersah) und die mir Beistand und Rückhalt während einer schweren Erkrankung im Ausland geleistet hat. Ich danke im Besonderen, Eladia und Héctor, die mich an ihrer Wärme und ihrem Wissen teilhaben und mich nicht mehr von ihren Gemeinschaften gehen lassen wollten. Sie sind respektierte, ältere Personen, die mit Entschiedenheit ihre Gemeinschaften zusammenhalten und Vorbilder für ein liebevolles Miteinander sind.

2 „Afrochingonas“ und die Identität dreier urbaner Afromexikanerinnen

Valeria nippt an ihrem Weißwein. Es ist ein ruhiger Septemberabend in Mexiko-Stadt. Mit ruhig soll gemeint sein, dass in der Straße des Cafés, in dem wir sitzen, gerade kein Verkäufer „Tamaleeees“ ruft. Valeria trägt eine schwarze Lederjacke, die ihre allgemein strenge Ausstrahlung noch verstärkt. Diese Frau wirkt abgehärtet. Valeria meint, das liege an ihrem Sternzeichen. Wassermann. Die würden manchmal unnahbar wirken, glaubt sie. Ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen und während sie an einer ihrer Locken zupft, schaut sie nachdenklich in die Ferne.

„Weißt du…“, setzt sie an.

„…meine Therapeutin sagt, dass ich Schmerzen in mir habe, die nicht meine sind. Sie sind die meiner Mutter und ihrer Mutter und ihrer Mutter und die Schmerzen aller meiner Vorfahren.“



Valeria Angola, Mitgründerin der „Afrochingonas”

Mit diesem Satz legt Valeria ihre Jacke ab, genau wie ihre scheinbare Härte.

Transgenerationales Trauma ist oft Thema, wenn die „Afrochingonas“ beieinandersitzen. 3 Schwarze Mexikanerinnen, die mit ihrem Podcast ein einzigartiges popkulturelles Angebot geschaffen haben. Sie sprechen ins Mikrofon, was jahrhundertelang stillgeschwiegen wurde. Der Anti-Schwarze-Rassismus in Mexiko.

Im Gegensatz zu dem, was viele mexikanische Menschen über die eigene Geschichte wissen, war Mexiko im 16. Jahrhundert ein Land, in

dem mehr als 200.000 Schwarze Menschen versklavt wurden.[1] Zu dem Zeitpunkt war das die höchste Zahl an versklavten Menschen in den Amerikas. Hauptsächlich wurden sie aus westafrikanischen Ländern wie Senegal und Gambia, aber auch aus Angola, Mozambique und Kongo verschleppt. Diese Menschen wurden von den spanischen Kolonialmächten als Arbeitskräfte missbraucht, um in Silberminen, auf Zuckerrohrplantagen oder in anderen Bereichen der Agrikultur zu arbeiten. Aber vor allem wurde Mexiko ein Umschlagsort, um von den Hafenstädten wie Acapulco und Veracruz aus Menschen in andere Länder des Kontinents zu verkaufen. Nach Nordamerika und nach Zentralamerika, bis nach Kolumbien. 1829 setzt dann Präsident Vicente Guerrero, selbst Afromexikaner, energisch Anti-Sklaverei-Gesetze durch und wird eine Heldenfigur in der afromexikanischen Geschichte.

In Mexiko lässt der offizielle Geschichtsunterricht in der Schule jedoch die Schwarze Bevölkerung Mexikos aus und macht sie unsichtbar, da lediglich von den spanischen „Eroberern“ und den indigenen Gruppen des Landes gesprochen wird. Es wird selten erwähnt, dass die „Eroberer“ versklavte Schwarze Menschen mit sich brachten. Es wird gelehrt, dass Mexiko ein Produkt der beiden Identitäten ist – spanisch und indigen – und deshalb „mestizo“ (gemischt) ist.

Valeria ist dieser Begriff zu einfach. Er klammere aus, dass es Schwarze Identität, aber auch eine vielseitige Durchmischung im Land gibt. Vor allem in der Metropole Mexiko-Stadt. Mexiko ist ein Land, in dem Vielfachidentitäten natürlich sind. Valeria ist ein Beispiel dafür. Sie ist in Mexiko geboren, ihre Eltern kommen aus Kolumbien und sind Schwarz. Sie sagt, sie empfinde sich als Kolumbianerin, aber in erster Linie identifiziert sie sich als Afromexikanerin. Die Kategorie „mestizo“ fühlt sich für Valeria fremd an, weil sie nicht indigen und nicht spanisch ist. Ihr Körper und ihr Wesen passen nicht zu den beiden Wurzeln, während die ständigen Fragen nach ihrem „Herkunftsort“ ihr klar machen, dass sie nicht als Teil der mexikanischen Bevölkerung wahrgenommen wird. „Das tut weh!“, sagt Valeria. Neben der Brutalität, der Ausbeutung und der Entwurzelung,

[1] Philip Russel, The History of Mexico – From Pre-Conquest to Present, S. 48

die ihre Vorfahren in der Sklaverei erfahren haben, erfährt sie weiterhin Ausgrenzung. Bei ihr mischen sich verschiedene Diskriminierungen, da sie mehrere Nationalitäten hat und Schwarz ist. Das historische Trauma der Sklaverei und der ständige Vorwurf des „Andersseins“ haben sich in Valerias DNA gefressen. Sie erzählt davon, wie am 08.März 2021 eine feministische Gruppe viele Namen mexikanischer Aktivistinnen im Zuge des Weltfrauentags an eine Wand schreibt. Ihr Name steht nicht an der Wand, obwohl sie zuvor im engen Austausch mit dieser Gruppe stand und die Namen der anderen „Afrochingonas“ auf der Hauswand verewigt sind. Valerias Lippen ziehen sich beim Erzählen dieser Geschichte zusammen. „Das ist mein wunder Punkt. Sie wollten mir zeigen, ich bin keine mexikanische Aktivistin. Ich bin irgendeine Schwarze aus Kolumbien, die kommt und sich anmaßt, hier mexikanische Frauen zu vertreten und sich selbst mexikanisch zu nennen. Sie wissen genau, das ist mein wunder Punkt. Das ist so gemein.“ Valerias Identität wird immer wieder auch von anderen aktivistischen Gruppen in Frage gestellt. Was Valeria dabei besonders erzürnt, ist, dass sie sich mit ihren 32 Jahren immer noch nicht von diesen Attacken freimachen kann. Ob sie sich nun politisch äußern darf im Land, ob sie ein valides Mitglied ist. Sie ist verletzt. Nach dem Weltfrauentag 2021 verfasst Valeria einen Artikel: „No soy feminista“ – „Ich bin keine Feministin“.[2] Aus ihrer Sicht ist die feministische Bewegung in erster Linie für wohlhabende, elitäre, weiße Frauen. Sie würde nicht für alle Frauen zugänglich sein und wolle es auch nicht. Ihrer Meinung nach basiert das Mitspracherecht im Feminismus trotzdem auf Klassismus und Rassismus, wenn nicht alle Frauen mitgedacht und gehört würden.

Es wird schnell ersichtlich, wie komplex und verwoben das Thema Identität für Valeria ist. Wie ihr geht es vielen Afromexikaner*innen, ob nun seit Generationen im Land oder zugewandert. Valerias Afro-Mexiko erzählt keine lineare Geschichte. Sie ist die erste persönliche Begegnung auf dieser Recherchereise und eine gnadenlose Einleitung zu einem Projekt, in dem es keine einfache Erzählung geben wird. Sie

[2] https://casadeltiempo.uam.mx/index.php/11-ct67/61-ct-67-profanos-angola

kommt mit Umwegen, mit Fragezeichen und mit einer konstanten Suche nach Zugehörigkeit.

Mit dem Ziel, eine Änderung zu schaffen, mehr über die Schwarze Bevölkerung in Mexiko zu erfahren und sich selbst zu verstehen, beginnt Valeria zu fragen, zu studieren und zu recherchieren.

Erst in den letzten Jahren werden Afromexikaner*innen als solche anerkannt. Zum ersten Mal in der mexikanischen Geschichte wird im Jahr 2015 „Schwarz“ als eine der ethnischen Optionen bei einer vorläufigen Volkszählung aufgeführt. Seit 2020 gilt diese Kategorie in der vollständigen Volkszählung des Landes. Ein Meilenstein. Damit ist Mexiko eines der letzten lateinamerikanischen Länder, die Schwarze Menschen als Teil ihrer Bevölkerung anerkennen und ihre Identität akzeptieren. Es identifizieren sich circa 2,5 Millionen Menschen im Land als afromexikanisch. Es braucht also jahrhundertelange Beharrlichkeit von Schwarzen Aktivist*innen, um auf nationaler Ebene gesehen zu werden.

Valeria sagt, dass sie ein Medienprodukt schaffen wollte, um anderen Schwarzen Frauen eine Hilfe zu sein, aber auch um den Rest des Landes über die Existenz und die Belange der Schwarzen Menschen zu informieren. Sie hat eine besondere Hartnäckigkeit an sich. Zum Trotz aller, die sie nicht anerkennen, ist sie die Organisatorin und der Motor hinter einem mittlerweile sehr erfolgreichen feministischen und anti-rassistischen Projekt. Sie will Feminismus im Land umcodieren. Aus „no soy feminista“ wird „soy feminista negra“: Sie wird Schwarze Feministin. 2020 gründet sie mit Scarlet und Marbella den Podcast „Afrochingonas“. Der Name ist eine Zusammensetzung aus „afro“ und dem mexikanischen Jugendwort für etwas beeindruckendes „chingon(a)“. Die drei Frauen sehen sich als genau das: beeindruckende, selbstermächtige Schwarze Mexikanerinnen. Ihr Slogan entsteht inspiriert von Valerias Erfahrungen der Isolation und Ausgrenzung: „Alleine sind wir ein Samen, zusammen fruchtbarer Boden.“ Das hört man im Intro oder Outro jeder Podcast-Folge. Sie plädieren für Zusammenhalt unter Frauen und einen gemeinsamen Kampf, der alle einschließt. Nur so könne man im Land tatsächlich Veränderung vollbringen. Andernfalls würde man sich nur zwischen

den ganzen Gruppen streiten und das große Ziel aus den Augen verlieren.

Slogan der „Afrochingonas“: „Solas somos semilla, juntas campo florido“ - „Alleine sind wir ein Samen, zusammen fruchtbarer Boden.“

Das große Ziel ist dabei für sie ein freies, sicheres Leben als (Schwarze) Frau, ohne Sorge vor Bedrohung, Zensur oder Verurteilung. Durchschnittlich werden pro Tag zehn Frauen in Mexiko ermordet. Zehntausende mehr werden vermisst oder erfahren Gewalt.[3] Die Dunkelziffer ist hoch, denn vor allem marginalisierte Frauen haben oft keine Möglichkeit, ihre Fälle dokumentieren zu lassen. Marginalisiert sind oft Schwarze und indigene Frauen, genau wie Frauen in Armut.

Aus der neugewonnenen Anerkennung in Mexiko, gekoppelt mit der „Black Lives Matter“-Bewegung Mitte 2020, nimmt der Podcast Fahrt auf und erhält mehrere Förderungen. Somit kann Valeria ihren Job als Texterin beiseitelegen und sich auf den Podcast und ihre Nebenprojekte konzentrieren. Denn „Afrochingonas“ will mehr als den

[3] https://www.reuters.com/world/americas/family-buries-mexican-teenager-who-has-reignited-anger-over-gender-violence-2022-04-24/

Podcast: sie veranstalten Netzwerktreffen für Aktivistinnen, geben Empowerment-Workshops und machen Bildungstage an Schulen.

In den Monaten von September/Oktober 2022 beschäftigen sie sich mit der Produktion der Folgen „schuldiges Vergnügen“ und „(Neu)Existieren aus dem Schmerz heraus“.

Schuldiges Vergnügen (im Englischen „guilty pleasures“) ist ein Thema, das vor allem Marbella bewegt. Sie ist die Illustratorin des Podcasts und übernimmt die Grafiken für Social Media. Marbella ist eine kreative Kraft. Sie liebt allerdings viele Dinge, von denen sie glaubt, andere würden darauf herabsehen. Marbella tanzt gerne zu Cumbia, einer aus Kolumbien stammenden Musikrichtung, die geprägt ist von Schwarzen Menschen und die seit den 1950er Jahren in Mexiko besonders an den Küsten populär ist. Dort entspringt die mexikanische Interpretation der Musik: „cumbia sonidera“. Berühmte Vertreter sind Bands wie Los Ángeles Azules oder der Musiker Celso Piña. Warum sich schuldig fühlen, wenn man zu Cumbia tanzt?

Cumbia ist Musik, die von Menschen der Arbeiterklasse gemacht wird und die von Schwarzen Menschen stammt. Klassisch für Cumbia ist der Trommel-Rhythmus und eine begleitende Flöten-Melodie oder ein Akkordeon. Auch wenn Cumbia sich im Land verbreitet, ist es ein Genre, über das sich die hohen sozialen Schichten gerne als offenen Akt der Diskriminierung und des Klassendenkens lustig gemacht haben.[4]

Marbellas Familie kommt von der Costa Chica, der Küstenregion im Staat Guerrero. Selbst heutzutage wird sie das Gefühl nicht los, sie könne nicht in jedem Milieu sagen, dass sie Cumbia hört. Sie hat den Eindruck, sie würde als niveaulos bewertet werden und müsse sich schuldig fühlen. Schuldig fühlt sie sich manchmal auch wegen ihres Aussehens: Marbella liebt Make-Up und bunte Farben. Doch als Schwarze Frau würde ihr eingeredet werden, lieber nicht aufzufallen. Marbella fällt gerne auf. Sie macht eine Ausbildung zur Stylistin und spezialisiert sich auf Schwarze Frauen. „Es gibt so wenige Menschen,

[4] https://www.zenger.news/2020/11/15/como-la-cumbia-llego-a-mexico/

die wissen, wie man Schwarze Frauen schminken kann. Es gibt kaum passende Produkte für ihren Hautton und ich möchte, dass sie mit mir eine gute Anlaufstelle finden und sich wohlfühlen. Ich habe erst letztens eine Braut geschminkt und ich habe ganz viele Farben benutzt… die kann das nämlich tragen.“ Einmal bezeichnet sich Marbella als den lebenden Mittelfinger gegen den mexikanischen „machismo“, also den ausgeprägten Sexismus und die patriarchalen Strukturen im Land. „Als wäre es für die Leute nicht schon skandalös genug, dass ich Schwarz bin, bin ich auch noch dick. Nehmt das!“ Marbella hatte lange Zeit Schuldgefühle, wenn es um Essen ging. In ihrer Schulzeit waren sie und ihr Bruder die einzigen Schwarzen Kinder. Das war schon genug Grund für Mobbing, doch als Frau wurde sie auch durch ihr Gewicht zur Zielscheibe von Aggressionen. Daraus ist ihr Wunsch entstanden: Schwarzen Frauen das Gefühl zu geben so schön und selbstbewusst zu sein wie nur möglich.

Marbella Figueroa, ich, Scarlet Estrada, Balam Carrillo, Valeria Angola (v.l.n.r.)

Das dritte Mitglied der „Afrochingonas“ ist Scarlet. Sie studiert Journalismus und übernimmt die Distribution und die Vermarktung des Podcasts über Social Media. Ihr fallen immer wieder lustige Ideen ein, um über Instagram und TikTok mehr Reichweite zu bekommen:

So findet sie Online-Trends, an denen dann die „Afrochingonas“ teilnehmen wie virale Tänze oder Szenen aus Filmen, die sie nachspielen.

Durch einige Operationen war sie leider selten aktiv bei den Treffen in meinem Praktikumsmonat dabei. Daher war meine journalistische Arbeit besonders gefragt: Die „Afrochingonas“ hangeln sich von Förderung zu Förderung und sind maßlos überarbeitet. Zu meiner Aufenthaltszeit werden 2 Episoden aufgezeichnet und 3 weitere explizit zur Migration Schwarzer Menschen durch Mexiko anrecherchiert. Zeitgleich laufen aber weitere Events und die „Afrochingonas“ haben sich auch noch dazu entschieden, ab Oktober alle Podcasts zu filmen. Damit werde ich zur Producerin, Rechercheurin, Social-Media-Managerin, Videografin und Event-Planerin gleichzeitig. Ich werde umbenannt zur „asistente chingona“. Jeden Tag durchforste ich alle wichtigen Nachrichtenkanäle des Landes, um Informationen zu Schwarzen Menschen und zum Thema Migration zu bekommen. Dabei stelle ich fest: die mexikanische Polizei begegnet migrierenden Menschen mit viel Gewalt. Besonders Schwarze Menschen aus Zentralamerika, Haiti und aus Venezuela fliehen über Mexiko Richtung USA.[5] Rund 14.000 Menschen versuchen über Oaxaca in Mexiko in die USA zu fliehen.[6]

Zusammen mit Balam, Marbellas Partner, filme ich die Folgen und zeichne die Audios der Podcasts auf. Ich überwache die Social-Media-Kanäle mit, recherchiere Themen an und stehe im Austausch mit zwei Menschenrechtsanwältinnen für eine mögliche Zusammenarbeit in den kommenden Folgen. Nebenher suche ich nach Kollaborationen mit anderen Projekten des Landes, so entsteht der Workshop für Frauen in Führungspositionen in ihren Communities. Diesen

[5] https://lasillarota.com/opinion/columnas/2023/1/16/corredor-migratorio-del-sur-410151.html

[6] https://www.nvinoticias.com/oaxaca/general/en-2022-14-mil-migrantes-pasaron-por-oaxaca-en-su-exodo-hacia-eeuu/143198

Workshop in Acapulco: "Frauen als Autoritäten in der Comunidad"

veranstalten wir mit den „Afrocaracolas" in Acapulco. Zwar arbeite ich in dieser Zeit gewissermaßen schon an meinem Recherchethema, aber durch die starke Einbindung in das Team, habe ich vor allem tägliche Aufgaben am Rechner oder im Headquarter der „Afrochingonas" (das Wohnzimmer von Valeria). Ich komme nicht dazu, einen eigenen Austausch mit Afromexikaner*innen im Land zu etablieren. Zudem fällt mir immer wieder auf, dass die Themen, die wir bei den Podcasts besprechen, sehr akademisch und urban sind. Alle Afrochingonas haben studiert, sie sind in der Großstadt aufgewachsen und sie unterhalten sich mit einer Selbstverständlichkeit über Politik, Identität und Schwarze Geschichte. Während wir über „schuldiges Vergnügen" und die korrekte Formulierung auf TikTok sprechen, lese ich über Schwarze Menschen, die an fehlendem Zugang zu medizinischer Versorgung im Land leiden.[7] Die „Afrochingonas" sind sich dieser Tatsache natürlich bewusst, aber das ist nun einmal ihre Lebensrealität und aus dieser können sie am besten für sich sprechen

---

7 https://www.gob.mx/cms/uploads/attachment/file/601461/Modelo_de_Atenci_n_a_la_Salud_de_los_Pueblos_Ind_genas_R.pdf

und einstehen. Daher ist es mir aber wichtig, auch aus der Blase der medienaffinen und popkultur-interessierten Aktivistinnen auszubrechen. Denn diese Realität repräsentiert nicht Afro-Mexiko in seiner Gänze.

Persönliche Reflexion aus der Zeit mit den „Afrochingonas“:

Natürlich bin ich keine Schwarze Frau und das Trauma der Sklaverei werde ich niemals nachfühlen können. Durch meine eigene Migrationsgeschichte resonieren aber viele Themen des Podcasts in mir: Die Frage nach Zugehörigkeit, der Wunsch nach einem kollektiven politischen Zusammenhalt und nach Schwesternschaft. Im Monat bei den „Afrochingonas“ brechen im Iran die feministischen Proteste aus. Davon hört man in Mexiko kaum. Aber morgens vor meiner Arbeitszeit führe ich Videotelefonate mit meiner Familie und nachts vorm Schlafen informiere ich mich über die deutsche Berichterstattung. In diesem Monat umgeben mich viele schlechte Nachrichten, aber mich umgibt auch wie selten ein Gefühl der Solidarität und ein neues Verständnis von feministischem Kampfgeist.

Meine Zeit mit den „Afrochingonas“ war sehr bereichernd, dennoch möchte ich nicht auslassen, dass ich einen Reibungspunkt erlebt habe. Valeria bittet mich Ende Oktober auf einer Veranstaltung zu „alternativer Medizin in marginalisierten Gruppen“ Protokoll zu führen. Sie ist eine der Speakerinnen. Meine Erwartung ist, dass es um die natürlichen Heilmethoden der indigenen Bevölkerung geht und um eine Kritik daran, dass das mexikanische Gesundheitssystem bestimmte Gruppen vernachlässigt. Das wird auch besprochen… ebenso wie eine große Skepsis zur Corona-Impfung. Ich verstehe aus der Perspektive dieser Gruppen sehr, wie strukturell benachteiligt sie sind und dass sie „westlicher Medizin“ nicht trauen wollen. Immerhin wurden sie bisher oft genug aus dieser ausgeklammert und haben sich ihre eigene Tradition der Heilung nur mit Mühe aufrechterhalten. Trotzdem sitze ich ohne mein vorheriges Einverständnis in einer Gruppe ungeimpfter Menschen in einem Saal. Diese Information, ähnlich wie Valerias Haltung zu westlicher Medizin, bekomme ich erst dann. Das empfinde ich als unachtsam. Der Konsens im Raum ist, dass

Gesundheit holistisch gesehen werden muss. Wenn wir unsere Mitmenschen und diesen Planeten schlecht behandeln, dann werden wir künftig immer mehr Pandemien haben. Wir müssten das System ändern. Diese Ansicht teile ich, aber ich finde schade und gar bedenklich, eine akute Hilfe wie eine Impfung damit zu diskreditieren. Es öffnet sich für mich eine weitere Schicht im Thema „Afro-Mexiko“: die Definition von Gesundheit.

3 Der Tanz der Teufel: Ein Tanz sagt mehr als 1000 Worte

Allison (12) und Dustin (13) der Cuajinicuilapa-Tanzgruppe

Cuajinicuilapa gilt als eine der historischen Schwarzen Städte in Mexiko. Es war eines der „Palenques“ an der Costa Chica in Guerrero, d.h. ein Ort, an dem sich befreite versklavte Menschen niederließen. Die Menschen des Orts zelebrieren sehr offen ihre Schwarzen Wurzeln und wissen sehr deutlich um ihre Identität. Es gibt sogar ein kleines Museum zur afromexikanischen Geschichte der Region. In Cuajinicuilapa führen rund um den Tag der Toten Anfang November Dutzende den Teufelstanz auf. Der „Danza de Diablos“ wird zu Feierlichkeiten praktiziert. Der Tanz und seine Musik symbolisieren den Bruch mit der Unterdrückung der Sklaverei und die Feier der Freiheit.

Den Tanz und die passende Kostümierung gibt es schon seit der Sklaverei an den Küsten Mexikos. Die versklavten Menschen haben, so die Erzählungen der Bewohner*innen, Masken aus Holz oder Pappe getragen. Diese waren verziert mit Hirschgeweih, Haaren oder einem Tierkiefer. Diese Masken sind angelehnt an ihre afrikanischen Wurzeln. Der „Danza de Diablos“ wird getanzt, um die Abkehr von Ausbeutung und unmenschlichen Arbeitsbedingungen zu feiern, aber

auch um afrikanische Bräuche und Traditionen wieder aufzunehmen. Der 13-jährige Tänzer Dustin erzählt, dass den Schwarzen Menschen von den spanischen Katholiken nicht erlaubt war, Gott zu huldigen und ihre eigenen Gottheiten durften sie auch nicht anbeten. Daher nahmen sie sich einfach den Teufel. Eine Art Protest.

Am Tag der Toten wird der Tanz wie folgt praktiziert: Vom Friedhof aus gehen die Tänzer*innen tanzend auf die Straße. Sie verbringen drei Tage mit Tanz, Musik und Theaterstücken, bevor sie zu den Gräbern ihrer Familien zurückkehren. Damit feiern sie auch die Willenskraft und Resilienz ihrer Schwarzen Vorfahren, die unter der Sklaverei gestorben sind.

Traditionell wird der „Danza de Diablos“ nur von Männern getanzt. Diese tragen die Teufelsmasken, wie auch entweder einen schwarzen Anzug oder aufgeschlitzte Hosen und Oberteile, um zu zeigen, wie verschlissen ihre Kleidung durch die Zwangsarbeit war. Praktisch für den Tanz, findet Abraham von der Tanzgruppe „Alma Cimarrona“: Sie schwitzen beim Tanzen weniger, da ihre Kostüme luftdurchlässig sind.

“La Minga” und die Teufel, “Danza de Diablos“

Ursprünglich wird der Tanz in einem Stampfschritt von Seite zu Seite getanzt. Inmitten der Teufel, tanzt „la Minga“, eine hochsexualisierte Frau (getanzt von einem Mann im Kostüm mit Socken als Brüste und Po), die versucht den Teufel auszupeitschen und zu fangen. Sie soll die Frau des Teufels repräsentieren. Musikalisch wird der Tanz von der Mundharmonika begleitet, sowie von der „Charrasca“ (Esels- oder Pferdekiefer), die ein rhythmisches Schnalzgeräusch macht. Ein

weiteres Instrument ist die „Tigrera“, die beim Reiben mit der Hand ein Geräusch wie das Brüllen eines Tigers erzeugt.

An der Entwicklung des Tanzes lässt sich viel über die Entwicklung der afromexikanischen Menschen lesen. Mittlerweile ist das Tanzen und Verkleiden als Teufel nicht mehr ausschließlich für Männer erlaubt. Frauen und Kinder nehmen inzwischen an dem jährlichen Ritual teil. Die Kostüme haben sich je nach Gruppe verändert und es gibt eine größere kreative Auslegung des Tanzes. Abraham und seine Gruppe haben zeitgenössische Elemente und ein kleines Theater eingebaut.

Version des Teufelstanzes der “Alma Cimarrona” – Tanzgruppe

In ihrem Theater spielen sie die Kolonialgeschichte nach und zeigen tänzerisch eine Befreiung aus der Sklaverei. Das passt zu ihrem Gruppennamen „Alma Cimarrona“ (übersetzt: Seele der befreiten Sklav*innen). „Cimarron(a)“ ist eine Selbstbezeichnung von Menschen gewesen, die sich aus der Sklaverei befreit haben oder die befreit wurden.

Dieser Tanz und auch andere Tänze sind eine Form der Verarbeitung der Vergangenheit, ein Wiederbeleben der afrikanischen Wurzeln, aber auch schieres Vergnügen. So kann der Lehrer der

Jugendtanzgruppe aus Cuajinicuilapa nicht sagen, wie dieser Tanz entstanden ist. Er sagt lediglich: „Es macht uns Spaß, für die genaue Geschichte fragen Sie doch lieber die anderen Tanzgruppen.“ Es ist also nicht unbedingt für jede Person politisch, ihre Kultur weiterzuleben oder diesen historischen Tanz auszuüben. Für Einige ist es einfach ein guter Zeitvertreib.

Jugend- und Kindertanzgruppe „Danza de Diablos“

Persönliche Beobachtung:

Die Rolle der Minga wird mir in dem Prozess nicht ganz verständlich. Einmal sehe ich einen Tanz, in dem ein Teufel mit der Minga eine sehr anzügliche Szene nachspielt. Alle lachen, aber ich frage mich, was die „Afrochingonas“ dazu sagen würden, wenn eine Schwarze Frau als Sexobjekt dargestellt wird.

Eine interessante Interaktion habe ich aber mit einer Minga, die mir an der Küste im Staat Oaxaca begegnet. Luís, 18, tanzt als Minga in der Stadt Pinotepa Nacional und ist schwul. Ihn stört das nicht, die anderen Teufel auch nicht, aber mit seinem Vater und einigen Mitschülern sei es nicht immer einfach. Mehr sagt er dazu nicht. Aber für ihn war der „Danza de Diablos“ immer zu hart und maskulin getanzt. Er sei glücklich, dass es eine überzogene Frauenrolle im Tanz gibt und er würde sich mit ihren theatralischen, lasziven Bewegungen wohler fühlen. Eine weitere Schale öffnet sich für mich in meinem Recherchethema: Afro-Mexiko im Zusammenspiel mit Geschlecht und Sexualität.

4 San José Río Verde und der Afro-Kongress 2022

Eladia steht mit offenen Armen und einem Grinsen so breit, dass es ansteckt, vor dem Hauptplatz ihres Dorfes. Sie ist die Autorität in San José Río Verde (La Boquilla), was im Norden Oaxacas liegt. Das heißt: sie hat das Sagen im Dorf. Sie organisiert, bringt Menschen zusammen, kennt jede Person seitdem sie „so klein war“, erklärt sie. Sie ist eine zierliche, flinke Frau Anfang 60 und begrüßt mit ihrer 10-jährigen Enkelin Lupita und einem italienischen freiwilligen Helfer namens Alessandro ankommende Personen. Dieses Jahr empfängt San José Río Verde nämlich den 23. Afro-Kongress in Mexiko, der jedes Mal in einer anderen Community stattfindet.

Einige Tage vorher reisen schon Menschen an. Beim Kongress gilt: wer teilnimmt, hilft mit. Sei es beim Essensdienst, beim Auf- und Abbau oder bei der Gestaltung. Was finanziell fehlt, versucht die Gemeinschaft über menschliche Ressourcen zu kompensieren. Von Pinotepa Nacional kommt man auch nur mit einem Colectivo (einem Minibus) und dann per Anhalter nach San José Río Verde.

Mein Glück war, dass ein Dorfbewohner mich auf der Hauptstraße einsammelte, an dem mich der Colectivo rausgeworfen hatte. Dann fuhren wir 20 Minuten über ungepflasterte Wege. In der Zeit erzählte er mir vom Sesam und den Limetten, die in der Region angebaut werden und die bitte unbedingt im Bericht erwähnt werden sollen, weil sie die besten im Land seien.

Ich, Alessandro, Eladia und Lupita, Afro-Kongress 2022

Eladia sagt schmunzelnd, dass sich eine deutsche Journalistin und ein italienischer Student mehr für ihr Dorf interessieren würden als der mexikanische Staat. In einem Artikel könne man doch zeigen, wie gut die Menschen ihres Dorfes seien, fügt sie an.

Wir werden bei Eladia im Haus schlafen. Hotels oder Unterkünfte gibt es natürlich nicht in diesem Dörfchen. Denn normalerweise gibt es hier wenig Besuch. Jede Familie im Dorf hat ihren Möglichkeiten entsprechend ein Zimmer freigemacht oder sich dazu entschieden, in der Sporthalle auf Matratzen zu schlafen, damit die Politiker*innen und wichtigen Aktivist*innen einen besseren Schlafplatz bekommen. Die Menschen leben mit dem Nötigsten hier. Die Häuser haben zwei oder drei Zimmer für eine Familie mit Kindern und die

Wasserleitungen funktionieren nicht immer richtig, weshalb die Leute Wasser aus dem anliegenden Bach in Holzschalen ins Dorf schleppen. Es sind 35 Grad Celsius und wenn der Ventilator ausfällt, muss eben ein Fächer genügen.

In San José Río Verde gibt es eine Schule mit zwei Lehrerinnen und einem Lehrer. Sie unterrichten alle Stufen. Es gibt circa 60 Kinder und Jugendliche, die die Schule besuchen. Am Tag vor Kongressbeginn bekommen sie schulfrei, um ihren Tanz zu proben.

Dámaso, der Lehrer im Dorf, erzählt, dass er bemerkt hatte, dass die Kinder und Jugendlichen wenig Identifikation mit dem Schwarzsein haben und wenig Verbundenheit zu ihrem Dorf fühlen. Außerdem würden sie außerhalb ihres Dorfs diskriminiert und beleidigt werden, da ihnen nachgerufen würde, Schwarze Menschen seien faul oder rüde. Er habe den Eindruck, dass sie sich für ihre Herkunft schämen. Das habe er zusammen mit den

Baile de Canasta, San José Río Verde

Lehrerinnen und einem Tanzlehrer aus einer benachbarten Ortschaft ändern wollen: dadurch ist der „Korb-Tanz“ oder der „Baile de Canasta“ entstanden. Die Schule hat mit den Kindern und Jugendlichen versucht, die Holzschale bzw. „den Korb“, künstlerisch zu interpretieren und dann auf eigene Faust einen neuen Tanz nur für das Dorf kreiert. Damit haben die Jugendlichen sowohl einen Zeitvertreib, als auch einen Identifikationspunkt, der sie stolz machen soll.

Diesen werden sie auch bei Afro-Kongress vorführen. Dort finden tagsüber Panel-Diskussionen, Workshops und Fragerunden statt. Einige Politiker*innen, wie die erste Schwarze Senatorin María Celeste Sánchez Sugía sind angereist, um die Belange der afromexikanischen Menschen anzuhören. Es sind Communities aus dem ganzen Land angereist, die sich auf dem Hauptplatz des Dorfes verteilen. Der Ort ist mit bunten Girlanden dekoriert und überall sind weiße Plastikstühle aufgestellt. Der Kongress versucht Menschen aus der Politik, dem Aktivismus und den vielen Communities zu verknüpfen, da diese sonst wenig Möglichkeiten haben, sich politisch zu positionieren.

Es gibt Wünsche nach einer Aufarbeitung des Rassismus im Land, nach der Besprechung der Sklaverei im Schulunterricht und nach einem nationalen Museum. Konkreter wird es in den Kleingruppen: die Menschen fragen nach Krankenhäusern und einer besseren medizinischen Versorgung. Doña Vicenta, eine ältere Frau, berichtet mir, dass sie ihre vier Kinder mit einer Hebamme zuhause geboren hat. Diese Hebamme lebe jetzt nicht mehr in ihrer Gemeinschaft, also ist niemand mehr zur Geburtshilfe da. Es wird über Recycling gesprochen. Der italienische Freiwillige Alessandro flüstert mir ins Ohr, dass das Dorf zwei Tage vor meiner Anreise all ihren Müll gemeinsam verbrannt hat… auch Plastik. Alessandro studiert in Mexiko Wirtschaftswesen und macht seinen Doktor zum Thema der afromexikanischen Gemeinschaften und ihrer ökonomischen Lage. Er baut im Dorf ein Projekt auf, um für Mülltrennung zu sensibilisieren. Auch Migration und Polizeigewalt werden besprochen. Einige Schüler*innen erzählen mir, dass sie vor Kurzem von der Polizei in einem öffentlichen Bus aufgehalten wurden. Ihnen wurde nicht geglaubt, dass sie mexikanisch sind und sie sollten zum Beweis die Nationalhymne singen. Sie wurden aus dem Bus herausgerufen, da sie keine Ausweisdokumente bei sich hatten. Ihnen wurde vorgeworfen, dass sie Geflüchtete seien und versuchen in Richtung USA zu fliehen. Seitdem die Migration durch das Land stärker geworden ist, sei die Polizei aggressiver. Das ist nicht der einzige Fall von Diskriminierung durch die Polizei.[8] Dieser Kongress ist eine Möglichkeit für Menschen,

[8] https://www.jornada.com.mx/2023/01/23/politica/012n2pol

Trommel-Workshop, Afro-Kongress 2022

ihren Schmerz zu teilen. Andererseits gibt es auch Workshops, in denen aktiv von Schmerz weggelenkt wird. So zum Beispiel beim Trommel-Workshop, um die angestaute Wut auszutrommeln und ein traditionell afrikanisches Instrument zu spielen. So politisch und zum Teil geladen die Gespräche am Tag sind, so ausgelassen wird nämlich bei Nacht gefeiert. Mit den Tänzen aus den verschiedenen Dörfern, mit Cumbia-Musik, Fandango und Trommelgruppen, sowie mit einigen Tequilas lockern die Bewohner*innen von San José Río Verde die Stimmung auf. Außerdem gibt es die sehr lebhafte Tradition am Abend ein Mikrofon herumzureichen, wobei jede Person sich einen witzigen und vor allem schmutzigen Reim ausdenken soll und alle gemeinsam lachen. (So würde ich mir mal einen Kongress in Deutschland wünschen.)

Jorge, Trommler und Musiker auf dem Afro-Kongress

In den Pausen gibt es typisches Essen aus der afromexikanischen Cuisine: Büffel-Fleisch mit Tortillas, Fischsuppe durch die Küstennähe, Hibiskus-Eistee und süße Empanadas mit Limette, Sesam und Rohrzucker. Für die heißen Kongresstage gibt es das Kaltgetränk „Chamoyada“: Ein Gemisch aus gehacktem Eis, Gurke, Limettensaft, Chamoy (Chili-Früchte-Soße) und Tajín (Chili-Limetten-Pulver). Wir sind immerhin in Mexiko, Chili ist überall.

Flor de Jamaica: Hibiskus

Chamoyada: Getränk beim Afro-Kongress

Persönliche Beobachtung:

Am letzten Abend zerfällt für mich für einen Moment die Illusion, dass sich diese Gemeinschaft selbst Halt gibt und sich auffängt. Eine der Frauen betrinkt sich. Ich habe den Eindruck, es gibt in einigen Communities, die ich kennenlerne, eine unscharfe Linie zwischen Alkoholgenuss und Alkoholismus. In Zusammenhang mit der Chancenungleichheit, der ökonomischen Lage vieler Menschen in Oaxaca und der allgemeinen Akzeptanz von Alkohol in diesem Land, überrascht mich das aber nicht unbedingt. Die Frau steuert auf mich zu. Sie wankt und tanzt und ruft laut vor sich hin. Dann stellt sie sich vor mich und bricht in Tränen aus. Ich versteife komplett. Sie weint jaulend, wie ich es selten gehört habe. Ihre kleine Tochter kommt dazu und weint auch… weil Mama weint. Ich nehme sie in den Arm und frage, was los ist. Sie zieht ihre Hose hoch, sodass ich ihre Beine sehe. Sie sind völlig vernarbt. Es sind tiefe Wunden, die aussehen, als hätte sie jemand mit Glas attackiert. „Die sind von meinem Mann.“, sagt sie. „Wenn der Kongress hier vorbei ist, muss ich wieder bei uns schlafen.“ Ich sage ihr, sie müsse das nicht aushalten, sie könne das melden. „Er ist der Polizist im Dorf.“ Sie wischt sich die Tränen aus dem Gesicht. Dann sagt sie, es habe gut getan, sich bei einer Person auszulassen und geht wieder tanzen. Ich stehe regungslos am Rand des Dorfplatzes. Mir ist nicht nach Tanzen. Ich frage mich, ob Eladia davon weiß und ob sie überhaupt gegen eine männliche Autorität sprechen darf. Häusliche Gewalt, familiäre Machtstrukturen und männliche Dominanz haben wir auf dem Kongress nicht besprochen. Am nächsten Morgen sitzen einige Frauen zusammen bei den Frühstücksvorbereitungen. Ob ich einen Mann hätte, fragen sie. Lachend antworte ich: „Nein, aber wenn ihr mir einen empfehlen wollt…“ Sie winken ab. „Such dir keinen von hier, die schlagen dich. Such dir einen Mann, der dich nicht schlägt.“

Das bleibt mir noch sehr lange im Kopf, denn die Formulierung zeigt, wie normalisiert körperliche Gewalt für die Frauen ist. Ist das der Standard eines guten Mannes, einer, der mich nicht schlägt?

5 Chacahua: die Insel der weißen Surfer*innen

Chacahua, November 2022

Der Nationalpark der Lagune von Chacahua liegt am Pazifik im Staat Oaxaca, umringt von Mangrovenbäumen. Mit ihren hochwachsenden Wurzeln erlauben sie es nur mit kleinen Booten an ihnen vorbeizufahren. Auf dieser Insel leben circa 200 Menschen, 25 Familien. Hauptsächlich Schwarz, einige indigen. Der Legende nach sind mehrere Schiffe der Spanier auf dem Weg nach Acapulco, Guerrero, gesunken. Kurz vor der Halbinsel Chacahua. Wenige versklavte Schwarze Menschen konnten sich retten, indem sie es bis zur Küste geschafft haben. Chacahuas Besiedlung ist also im Grunde ein Unfall.

Die Ortíz-Familie hat die Insel mitgegründet. Héctor ist der einzige Nachfahre der Familie, der noch auf der Insel lebt. Kinder hat er keine. Dafür hat sein Leben keinen Platz gehabt. Er ist Abenteurer und sein Leben lang Taucher gewesen. Die Menschen auf der Insel nennen ihn respektvoll „El General“. Er liebt Kokosnüsse, den Ozean und Cannabis, wie er lauthals verkündet. Es halte ihn jung und inspiriert, sagt er.

Héctor „El General“ Ortíz, Sohn der Gründerfamilie von Chacahua

Seit einigen Jahren hat Héctor auf seinem Grundstück kleine Bungalows und Campingmöglichkeiten aufgebaut. Diese vermietet er an Tourist*innen. Mittlerweile hat er noch ein größeres Gelände, auf dem eine Hostelanlage entstehen soll. Jeden Morgen wacht er um 6 Uhr auf, schwimmt eine Runde, trinkt Kokoswasser (frisch von den Kokosnusspalmen auf seinem Grundstück) und geht dann zur neuen Anlage. Er freue sich sehr über die vielen internationalen Menschen, die seit ein paar Jahren seinen schönen Heimatort besuchen wollen.

Um nach Chacahua zu kommen, nimmt man von Pinotepa Nacional einen Bus Richtung Puerto Escondido, steigt in einem Dörfchen auf der Hauptstraße aus, nimmt von dort aus ein Taxi und dann ein Boot. Menschen verirren sich also nicht nach Chacahua. Sie wollen dort hin. Die Tourist*innen kommen zum Surfen. Nachdem Puerto Escondido und Mazunte schon von surfhungrigen Leuten belagert werden, ist Chacahua das neue Ziel. Hier ist weniger Konkurrenz und die Wellen sind genauso spektakulär. „Das kleine Paradies“, nennen es die Bewohner*innen.

Doch paradiesisch ist dieser Ort schon seit einiger Zeit nicht mehr. An den Stränden findet sich Müll, den einige Bewohnende und selbstorganisierte Kollektive gelegentlich wegräumen. Große Hotelanlagen versperren die Sicht auf das klare Wasser und die

Lebensmittelpreise sind mittlerweile auf einem Niveau wie in Mexiko-Stadt. Vor 30 Jahren gab es auf der Insel keine Elektrizität. Die Anlage hat Héctors Vater mit zwei anderen Familien konstruiert, erzählt Héctor stolz.

Müll an den Stränden Chacahuas

Vor den 90er Jahren gab es in Chacahua tagsüber Sonnenlicht und nachts Öllampen, keinen Strom. Trotz Hotels gibt es auch immer noch keine Bankautomaten. Ohne Bargeld ist man auf der Insel verloren. Aber Chacahua wächst schneller als die Infrastruktur des Ortes es zulässt. Und es wächst nicht für die Einheimischen. Der Nationalpark wird gentrifiziert von Surfer*innen, die zum Großteil nicht wissen, dass Chacahua eine Schwarze Insel ist. Sie sehen die Wellen und die Biolumineszenz-Touren der kleinen, hippen Hostels, die eröffnet haben. Aber ihnen entgeht, wer die Arbeit im Hintergrund leistet.

Konstruktion neuer Wohnanlagen für Tourismus

Einige Menschen in Chacahua haben ihre Grundstücke an internationale Investoren verkauft, als diese mit verlockenden Angeboten vor ein paar Jahren auf die Insel kamen. Héctor mag vom boomenden Tourismus profitieren und sich über den Austausch freuen, aber Leo sieht eine finstere Zukunft für seine Insel: „Die Chacahuensen denken nicht an ein Morgen, sie leben im Hier und Jetzt. Sie freuen sich über die Sonne, Tourismus als wichtige neue Einnahmequelle und über den guten Fisch… aber von dem gibt es auch nicht mehr so viel."

Leo ist Fischer. Mit Héctor ist er schon einige Male aneinandergeraten, weil er den Tourismus nicht als nachhaltig empfindet. Héctor glaubt, dass solange die Bewohner*innen ihre Grundstücke selbst verwalten, der Tourismus nur Vorteile hat. Doch Leo erlebt bei seinen nächtlichen Touren, dass es weniger Fisch und Garnelen gibt. Das Hauptnahrungsmittel auf der Insel. Daher seien die Preise angestiegen, da mehr aus anderen Regionen mühsam auf die Insel importiert werden müsse. Die Lagune um Chacahua sei überfischt und durch den Tourismus sei das Wasser kontaminiert.

Leo, Fischer in Chacahua

Leo verrät, dass seit dem stärkeren Tourismus auch ein Drogen-Kartell auf Chacahua verkehrt. Zum einen könne man den Tourist*innen nun teuer Drogen verkaufen, zum anderen sei Chacahua ein gutes Versteck um Drogen zu lagern, da es als Insel schwer zugänglich ist. Außerdem

liegt es auf der Strecke nach Acapulco. Das ist ein Ballungsort für Drogenhandel.

Persönliche Beobachtung:

Auf Chacahua war ich mit meinem Kameramann Carlo für 10 Tage Ende November, um eine Dokumentation zu drehen. Carlo ist mexikanischer VJ für renommierte Fernsehprogramme und zufälligerweise mein Nachbar in Mexiko-Stadt. Manchmal fällt mir Glück in die Hände. Als ich mit ihm auf einem Fischerboot in Chacahua sitze und einen Fischer namens Joel interviewe, der mir sogar freundlicherweise zeigt, wie ich das Boot lenke, sehe ich, wie Carlo aufzuckt. Nur ich kann ihn sehen, er schüttelt leise den Kopf. Auf dem Weg durch die Mangroven fallen mir andere Boote auf, die zwischen den Bäumen geparkt und zum Teil mit Paketen beladen sind. Ich frage, was diese Boote da suchen. Joel meint, irgendwelche Idioten vergessen ab und zu ihre Boote, aber würden sie bestimmt wieder abholen. Ich könne schneller fahren, sagt er, geht mit einer Bewegung an den Motor des Boots und streift mir dabei einige Sekunden über die Hüfte. Ich halte den Atem an. Etwas ist falsch und ich merke es. Ich nicke Carlo kurz zu und schlage vor, wir fahren zurück auf die Insel. Joel sagt dabei kurz angebunden, dass ich ihm fürs Interview einen Kasten Bier schulde. Er würde uns zum Kiosk begleiten. Ich kaufe das Bier, was schmerzt, da Carlo und ich vorher nicht wussten, dass es keinen Bankautomaten auf der Insel gibt. Wir verlieren wichtiges Bargeld, aber verabschieden uns schnell von Joel. Das Geld fühlt sich im Vergleich zu unserer Sicherheit wertlos an. Carlo zieht mich zur Seite an den Straßenrand: „Hast du sein Tattoo gesehen? Zum Glück denkt der, du bist eine ahnungslose Reporterin aus Deutschland, die sich für die Natur von Chacahua interessiert.“ Ich habe kein Tattoo gesehen. „Sinaloa-Kartell“, sagt Carlo kühl. „Er ist ein Narco. Das waren bestimmt keine verlorenen Boote.“ Auf meiner Reise nach der Entdeckung Schwarzer Kultur in Mexiko habe ich also auch diese Erfahrung. Ich ordne sie nicht als sehr gefährlich ein, wenn auch unangenehm, aber ich finde, sie gehört als Schattenseite zu diesem Projekt dazu. Ähnlich wie die weinende Frau beim Afro-Kongress. Chacahua ist ein Ort, der trotz der Schwarzen Population wenig Auseinandersetzung mit dem Schwarzsein hat. Es gibt keine

Kulturveranstaltungen oder eigene Tänze, kaum Empowerment-Arbeit und wenig Austausch zu anderen Communities. Das hat mit der geografischen Lage, aber auch mit der „zufälligen“ Entstehungsgeschichte der Insel zu tun. Daher ist Chacahua, das glauben zumindest einige der Bewohner*innen wie Leo, besonders anfällig für Missbrauch. Sei es durch Tourismus oder Drogenhandel. Gäbe es mehr Bildungsprojekte, Kulturprogramme oder Vernetzung, könnten sich die Menschen andere Einkommenssäulen bauen und Themen wie Neo-Kolonialismus, Gentrifizierung und Ausbeutung besser reflektieren. Leo sieht darin vor allem das Versagen des Staates. Ich versuche seit Reisebeginn einen Termin beim Ministerium für Indigene und Afromexikanische Bevölkerung zu bekommen. Nach dem Aufenthalt in Chacahua schleuse ich mich sogar durch einen Freund, der als Beamter in Oaxaca arbeitet, ins Ministerium ein. Sie lassen mich hinein, vermitteln mir allerdings keinen Ansprechpartner. Vier Stunden sitze ich im Wartezimmer, bis ich wieder weggeschickt werde. Alle drei Tage rufe ich im Ministerium an und erhalte entweder keine Antwort oder werde um Geduld gebeten. Bis zur Abgabe dieses Berichts habe ich keinen Interviewtermin in Aussicht. Wenn es schon mir als deutsche Journalistin so geht, frage ich mich, wie Menschen in Chacahua politische Unterstützung beanspruchen wollen. Damit ist Chacahua ein wichtiges Beispiel, dass mit einem Mangel an Politisierung und bewusstem Kulturerhalt, eine Community besonders vulnerabel werden kann.

6 Fazit und Reflexion

Schwarzsein in Mexiko ist nicht monolithisch. Die vielen Communities von der Costa Chica bis nach Oaxaca oder die in Veracruz haben unterschiedliche Definitionen, wie sie Schwarze Kultur leben und was es für sie heißt, Schwarz zu sein. Zum Teil erhalten sie sich ihre Kultur durch Tanz und Musik, zu einem anderen Teil erschaffen sie sich einfach ihre Kultur neu, wie der erfundene Tanz aus San José Río Verde. Das finde ich beeindruckend. Genauso wie es mich beeindruckt, dass über Jahrhunderte eine zum Schweigen gebrachte Menschengruppe ihre Bräuche am Leben erhalten hat.

Auffällig ist für mich, dass es keine Durchmischung gibt: Städte und Regionen sind entweder Schwarz oder nicht. In den urbanen Gebieten wie Mexiko-Stadt habe ich erwartet, dass ich auf Afro-Parties oder Tanzkursen Schwarzen Menschen begegne. Diese waren aber nie von Afromexikaner*innen geleitet, sondern von weißen Menschen, die Interesse an den Bräuchen hatten. Afro-Kultur scheint also in Mexiko-Stadt populär zu sein, aber nicht zwangsläufig die Menschen, die hinter dieser Kultur stehen. Außerdem habe ich nicht gesehen, dass es eine solidarische Verbindung zwischen migrierenden Schwarzen durch das Land und Afromexikaner*innen gibt. Eher habe ich den Eindruck, dass durch die Polizeigewalt, Afromexikaner*innen einen Groll gegen Migration entwickeln, weil sie von den mexikanischen Autoritäten seitdem noch weiter marginalisiert werden. Das ist ein System, in dem Rassismus von Gruppe zu Gruppe weitergetragen wird. Als wollen die Communities sich aus Eigenschutz von anderen Schwarzen Menschen abgrenzen, um nicht „diese Schwarzen Menschen“ zu sein.

Dadurch gibt es keine Überschneidung von politischen Forderungen. Es erinnert mich an Valerias Erfahrung mit den weißen Feministinnen. Solange sich die marginalisierten Gruppen gegenseitig hassen, muss das große System weniger Sorge vor politischem Aufbegehren haben. Weder urbane Afromexikaner*innen, noch migrantische Menschen oder die Communities teilen Belange. Während die „Afrochingonas“ zurecht nach mehr Repräsentation in den Medien verlangen, wünschen sich die Menschen in Chacahua, dass sie ihren

Lebensraum behalten können und Schwarze Menschen, die aus Haiti oder El Salvador einwandern, wünschen sich am ehesten Obdach und einen sicheren Aufenthaltsstatus.

Ich habe Afro-Mexiko als unglaublich divers erlebt und ich erwarte, dass mit der politischen Willensstärke dieser Gruppen sehr wohl ein Wandel in der Kulturlandschaft und Anerkennung im Land stattfinden wird. Die Volkszählung 2020 ist ein Beweis dafür. Ähnlich glaube ich aber, dass Empowerment über Kulturprojekte und Tanzveranstaltungen nicht ausreicht. Afromexikaner*innen, vor allem in ländlichen Zonen, brauchen mehr Schutz durch den Staat, mehr Bildungsmöglichkeiten und eine Abdeckung der Grundbedürfnisse. So schön ein Tanz auch ist, er wird die Menschen nicht aus einer Pandemie oder medizinischen Notlage befreien.

Afro-Mexiko heißt zwar auch blühende Kultur, Selbstermächtigung durch Bewegung, Erinnerung und Zusammenhalt, aber es heißt nun einmal auch Marginalisierung und jede andere Form der Diskriminierung, die diese mit sich bringt: Armut, Sexismus, Gewalt.

Eine sehr erfreuliche und beachtliche Erkenntnis ist jedoch, dass Kultur als Empowerment entweder auf diese Problematiken aufmerksam macht oder sie aushaltbar macht. Indem nachts getanzt wird, indem ein anzüglicher Reim aufgesagt wird und alle lachen, gibt es einen kurzen Moment der Erleichterung. Als Schwarze Person in Mexiko braucht es diese Pausen von latentem Schmerz. Die Bewahrung Schwarzer Kultur bietet den Menschen Selbstbewusstsein, einen Ankerpunkt für Identifikation und Freude.

Obwohl diese vielen kulturellen Outlets keine Lösung für politischen Missstand sind, können sie immerhin den Menschen eine bejahende Perspektive schenken. Gegen alle Widrigkeiten können sie lachen, sich vergnügen und sich ihre Geschichte selbst schreiben.